

# Soziale Kontakte in der Stadt

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **62 (1975)**

Heft 11: **Umnutzung von Bauten = Réhabilitation des bâtiments**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Soziale Kontakte in der Stadt

## Einige Kriterien für die Beurteilung urbaner Kommunikation

In der Soziologie kann man die Stadt charakterisieren als «soziales Totalphänomen höherer Ordnung» oder als offenes, das heisst in sich wandlungsfähiges, anpassungsfähiges und nach aussen orientiertes dynamisches System (etwa im Gegensatz zum eher geschlossenen, nach innen orientierten, bewahrenden Charakter eines «echten» Dorfes). Die genannten Eigenschaften beruhen auf der Vielfalt der in der Stadt versammelten Personen, Ausdrucksformen, kulturellen Normen, Berufe, Fremdeinflüsse usw., usw., die einerseits in einer extrem arbeitsteiligen Situation den Austausch garantieren und andererseits sich fruchtbar auseinandersetzen, in der Stadt zur Emanzipation, das heisst zur Befreiung von stagnierenden Seh- und Denkweisen, verhelfen könnten. Voraussetzung dazu wäre die vielgenannte «Kommunikation», Grundlage aller individuellen und sozialen Lebens-, Lern-, Reifungs-, Objektivierungs- und Entwicklungsprozesse.

Der Ruf nach verbesserter Kommunikation ist allgemein. Nicht immer geben sich die Rufer jedoch Rechenschaft darüber, dass vermehrte und vor allem bewusst gehandhabte Kommunikation auch verdeutlichte Gegensätzlichkeiten, vermehrte Auseinandersetzung, vermehrte Veränderung, also vermehrte Konflikte, bedeuten kann. Und soll!

Dabei muss man natürlich feststellen, dass es Nichtkommunikation gar nicht geben kann: jeder Lebensprozess ist angelegt auf einem Informationsaustausch, das heisst, zur mehr oder weniger selbstregelnden (selbstbestimmenden) Existenz ist ein Austausch von Energien und/oder Informationen zwischen einem sich entwickelnden Individuum und einer sich ständig ändernden Umwelt unabdingbar und von Natur aus permanent, weil ein totaler Gleichgewichtszustand selbstverständlich nur theoretisch zustande kommen kann.

Unter diesen Aspekten ist es nötig, den Begriff Kommunikation feiner zu differenzieren, um ihn – in Hinblick auf urbane Situationen – werten und Prioritäten setzen zu können. Wertfreie Kommunikation ist schon darum ein Unding, weil jede Kommunikation auf wechselwirkende Einflussnahme, also auf Veränderung mit dem allgemeinen Ziel der Optimierung der Adaption, hinzielt. Einfacher gesagt: in jedem Augenblick ist Anlass zu einer, wenn auch oft minimalen Veränderung der Beziehung zwischen Organismus und Umwelt gegeben, deren Kriterium das optimale Funktionieren (vielleicht erkennbar als Wohlbefinden) ist.

Nach unserer eben angeführten Umschreibung ist somit Kommunikation

geradezu in der Definition des Urbanen enthalten. Unser Ansatz zielt nun auf den Versuch, Kriterien zu finden, die es ermöglichen, verschiedene Formen der urbanen Kommunikation zu unterscheiden und zu werten, um im besten Falle einige Planungsanweisungen daraus zu entwickeln.

Wenn also soziale Kontakte immer mit Kommunikation verbunden sind, Kommunikation immer mit wechselseitiger Einflussnahme, so sollte man die Frage stellen können, aus und in welcher Richtung denn dieser Einfluss verläuft und in welcher Weise er überhaupt erkannt und bewusst gemacht werden kann.

Ich beschränke mich hier auf fünf – zugegebenermassen nicht wissenschaftlich abgesicherte – Formen der verbalen Kommunikation, weil sie uns als dominierende erscheinen und vor allem weil auch die sogenannte visuelle Kommunikation ans Erkennen von Zeichen und damit an sprachlich-begriffliche Kategorien gebunden ist.

1. Als erstes Beispiel möchte ich jenes «Geplauder» anführen, das wir Nordländer übrigens bei den südlichen Völkern entweder neidvoll registrieren oder überheblich belächeln; beispielsweise als ständige und im einzelnen keineswegs notwendige Bemerkungen, zum Beispiel zur eigenen Tätigkeit, die offensichtlich ist. («Jetzt trinke ich aus meinem Glas.») Damit bringt man sich selber als einen Teil des sozialen Gefüges als Mitmensch mehr oder weniger permanent ins Bewusstsein der andern. Das «Geplauder» scheint der direkte Ausdruck eines – vielleicht unreflektierten – Gefühls der gegenseitigen Abhängigkeit der einzelnen Mitglieder einer Gruppe (Interdependenz) zu sein; es vermittelt eine Art Geborgenheit im Sozialgefüge.

2. Hat man sich durch Geplauder als Teil einer Gruppe oder Gemeinschaft im Bewusstsein der andern verankert, so wird man auch durch subjektive und selektive Äusserungen und Kommentare die eigene mehr oder weniger autonome Persönlichkeit darstellen. Solche Selbstdarstellungen können die andern zu Entsprechendem herausfordernden (provokierenden) oder gegenseitig bestätigenden (die Persönlichkeit verstärkenden) Charakter haben und erscheinen als notwendige Basis für themenzentrierte Gespräche (die für die Form 4 Voraussetzung sind).

3. Kommunikation mit dem Ziel der Bedürfnisbefriedigung müsste weiter differenziert werden, wobei die Qualität der Kommunikation (das ist ein noch wenig geklärter Gedanke) vielleicht mit der Unmittelbarkeit der Wunschäusserung zu tun haben könnte und weniger mit der Art des Bedürfnisses. «Gib mir ein Stück Brot für meinen Hunger!» oder «Willst du mit mir schlafen?» scheint mir eine bessere

Grundlage für einen intensiven sozialen Kontakt als «Was kostet dieses Brot?» und Entsprechendes, wo Menschen nicht in erster Linie als bedürftige Wesen, sondern als Warenbesitzer beziehungsweise -vertreter und Konsumenten kommunizieren, wo die Menschen sich gleichgültig gegenüberstehen, weil die Interessen von dem zwischen ihnen zirkulierenden Geldwert beansprucht werden. Handel ist aus dieser Sicht eine in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft zwar notwendige, den zwischenmenschlichen Beziehungen aber keinesfalls sehr förderliche Kommunikationsform.

Die drei bisher besprochenen Formen scheinen in erster Linie durch das Bedürfnis des Menschen nach Sicherung und Bestätigung, also nach Persönlichkeitsfestigung, motiviert, sie dienen dem permanenten Anpassen bzw. dem Ausgleichen der fluktuierenden Beziehung zwischen einzelnen Menschen sowie Mensch und Umwelt.

4. Eine bewusste Veränderung des Gleichgewichts ergibt sich dagegen durch eigentliche Lernprozesse, die zu einer Erweiterung des Persönlichkeitsbewusstseins eines Individuums führen: indem sich das Individuum einer Situation aussetzt, die ihm ungewohnt erscheint (zu deren Bewältigung es noch kein spezielles Verhalten eingeübt hat, deren Kommunikationskonventionen ihm nicht vertraut sind u. a.), wird es gezwungen, sich neue Kenntnisse oder Verhaltensformen anzueignen, also zu lernen. Das heisst auch, sich von den (es bisher bestimmenden) Abhängigkeiten zu befreien, durch das Erlernen neuer Kommunikationsformen im weitesten Sinne zu emanzipieren.

5. Als fünfte Form der Kommunikationspragmatik stelle ich mir die bewusste verändernde Einflussnahme auf die soziale Umwelt vor. Oder einfacher: den Versuch des Individuums, die Gestalt, die Normen, die Verhältnisse seiner Umwelt selber mitzubestimmen, somit politisch aktiv zu werden.

Keine der hier vielleicht etwas willkürlich definierten Formen scheint mir in bezug auf die Erhaltung des Lebens von einzelnen und Gruppen an sich «wertvoller» als die anderen, wenn man auch die eher selbsterhaltenden als indirekt gruppenerhaltend ansehen will. Eine Möglichkeit der Wertung und damit der Bestimmung von Prioritäten wird jedoch durch die Feststellung gegeben, dass in jeder Form die vorher aufgezählten Formen als Möglichkeiten enthalten sind, eine Umkehrung dieses Satzes jedoch nicht möglich ist. Lern- bzw. Emanzipationsprozesse und vor allem politische Mitbestimmung erscheinen deshalb als die komplexeren, also höheren Kommunikationsformen, weil sie die «Geborgen-

heit im Sozialgefüge», die «Selbstdarstellung» und die «Bedürfnisbefriedigung durch Austausch» beinhalten. Die drei erstgenannten dienen vor allem der Festigung im status quo, die sich auch im geschlossenen System mehr oder weniger befriedigen lassen. Für das offene System jedoch sind über den unmittelbaren Eigenbedarf hinausgehende Austauschprozesse Voraussetzung, so dass man den Schluss wagen möchte: je mehr «Wachhalten» durch ständige Erneuerung und Überprüfung der Ich-Umwelt-Beziehung, desto mehr Urbanität. Dabei wird offensichtlich, dass keine dogmatische Anwendung dieser Feststellung erfolgen darf, da es ein Gleichgewicht zwischen der Lernbereitschaft und -fähigkeit auf der einen Seite, der zu weitgehenden Verunsicherung auf der andern Seite zu beachten gilt. Auf die Stadt angewendet: in der Stadt muss ein wesentlicher Teil als historisches Vertrautes, Bedeutungsvolles erlebt werden können, soll sich der Einwohner mit ihr identifizieren können! Innerhalb dieser Toleranzgrenze könnte man spielerisch die «höchste» Urbanität werten nach «Emanzipation durch die ganzheitliche Beanspruchung des Menschen durch möglichst viele, möglichst offene (selbstdarstellende) Gespräche zwischen möglichst verschiedenen Menschen mit möglichst verschiedenen Einstellungen und Meinungen, Ideologien in möglichst verschiedenen unerwarteten Situationen usw., usw. Darin enthalten ist auch, dass jeder in diesem umfassenden Sinne Kommunikationswillige ein vitales Interesse daran hat, dass sich «die anderen» ihm gegenüber eben als «andere» deutlich sichtbar und erkennbar und verständlich darstellen sollten. Dabei ist darauf zu achten, dass die Kommunikationsformen nicht wegen einer speziellen Begabung für das entsprechende Medium überbewertet werden. Kommunikation bedeutet denn auch einfach Gegengewicht gegen eine drohende Isolation, die – wie sich sehr leicht erdenken lässt – in extremen Fällen zum (Ab-)Sterben führen muss, wenn der Mensch nicht mehr durch die Konfrontation mit Mitmenschen seines Selbst bewusst sein (Bewusstsein seines Selbst im sozialen Gefüge), bewusst werden, es überprüfen und kontrollieren kann. Organe, die isoliert, also nicht genützt, werden, drohen zu verkümmern. Das gilt auch für das Gehirn und die Sinne der Wahrnehmung.

Wollten wir aus dieser Sicht das (modische?) Thema der städtischen Kommunikationszentren angehen, so müssten wir als erstes postulieren, dass es Stätten für Artikulationshilfen sein sollten, in denen sich Eigenarten optimal darstellen und sich Solidarisationskerne (gerade aufgrund der offensichtlichen Übereinstimmung individueller Selbstdarstellungen) aus Einsicht bil-

*Fortsetzung auf Seite 1018*

# Soziale Kontakte in der Stadt

Fortsetzung von Seite 1015

den könnten. Das ist vorläufig nicht viel mehr als ein frommer Wunsch, sind doch die Muster für Kommunikationsstätten gegenwärtig gerade durch die Einmaligkeit individueller Sonderleistungen bestimmt, sei es auf dem Gebiet des Spitzensportes oder der Spitzenkultur. Dass unsere Kulturhäuser (Theater, Museen, Kunstgalerien, Sportveranstaltungen, Kinos, Nachtlokale, Warenhäuser) in ihrer heutigen Form diesen Anforderungen nur im geringsten Masse entsprechen, muss wohl nicht besonders betont werden. Man beachte nur mal die spezifischen, äusserst genormten Verhaltensformen an den genannten Orten mit vorgeschriebener und in den meisten Fällen immer noch schicht- oder bildungsspezifischer Nutzung. Eher scheinen Gastwirtschaf-

ten geeignet, unsern Ansprüchen höherer Kommunikation zu genügen; aber auch die in solchen Zusammenhängen vielgerühmte Quartierwirtschaft tendiert zu einem geschlossenen System und einer recht strengen Norm in Bezug auf Verhalten, Aussehen und Status.

Wir können nun einen Schritt weitergehen und das Element der verbalen Kommunikation, das Gespräch selber, nach den entsprechenden Kriterien zu werten versuchen. Beobachtungen ergeben, dass Gespräche dort am meisten persönlichen Ausdruck (und deshalb produktiven, weil provokativen Konfliktstoff) enthalten, wo sie spontan bei einem unerwarteten, uneingeplanten, eine gemeinsame Erlebnisbasis anbietenden Ereignis entstehen. Hier sind sie auch solidarisiertend, also gruppenbildend, und zielen auf Konfliktlösungen (zum Beispiel Klären einer unbekannten Erscheinung) hin. Kommuni-

kationsfreundliche Planung müsste also als konfliktfreundlich, artikulationserweiternd, Konfliktlösungen (statt -verdrängungen) erleichternd definiert werden. Wobei offensichtlich wird, dass dem Architekten mit seiner standesgemässen Aufgabe der (Frei-)Raumschaffung nur ein kleiner Teil der Aufgabe zugewiesen werden kann. Bestimmend für ihn können immerhin Überlegungen zur Dimensionierung und zum Standort sein: Je grösser der kommunikationsermöglichende Ort, desto mehr Organisation ist nötig, desto weniger Geborgenheit für den einzelnen (durch Identifikation) ist möglich, desto weniger intensiver Austausch. Je grösser die Möglichkeit der Beteiligung und Mitbestimmung der Aktivitäten, desto grösser der Wert als Identifikationsleistung einer Gruppe. Je grösser der Aufwand zur Erreichung eines solchen Ortes und je repräsentativer seine Erscheinung, desto eindeutiger ist die Erwartungshaltung der Besucher; sie werden für ein bestimmtes Verhalten konditioniert.

Emanzipatorische Kultur und spezifische verändernde, nicht nur ausgleichende Kommunikation sind unseres Erachtens in unserer dynamischen Gesellschaft (die man natürlich auch noch in Frage stellen könnte) lebenswichtig. Aus den eben genannten Gründen plädiere ich nicht für repräsentative Kulturbauten, sondern für eine Vielzahl von kleineren, anpassungsfähigen Konfliktaustragungsorten in topografischen Bereichen, die als selbstverständlich empfunden (Arbeits- und Wohnbereichen), und die vielleicht nur temporär in diesem doch schon wieder vorgegebenen Sinne genutzt werden.

Peter F. Althaus

## Leserbriefe

*Die in dieser Rubrik veröffentlichten Meinungen sind persönliche Stellungnahmen, die die Redaktion zur Information an den Leser weitergibt. Kürzungen der Leserbriefe vorbehalten. Red.*

### Architektenporträts und Bauchronik – ein Leserbrief

Bei der Beschreibung von Bauten im «werk» liegt das Hauptgewicht auf der Herauskräftisierung wirtschaftlicher, organisatorischer und sozialer Aspekte. Was jedoch meiner Ansicht nach auffallend zu kurz kommt, ist die Diskussion über die künstlerisch-gestalterischen Elemente der Architektur, das heisst die eigentliche Baukunst. Über Kunst am Bau (Sekundärkunst) wird zwar öfters berichtet, und man mag sich in diesem Zusammenhang dann fragen, ob eine gute Baukunst eine Kunst am Bau überhaupt noch erfordert. In der Realität ist es leider oft so, dass ein Architekt, der zu einer guten Baukunst nicht befähigt ist, nach der Erstellung

eines Baues einen Künstler beauftragt, der dann die Kunst am Bau besorgt – in der Hoffnung, die architektonischen Mängel dadurch zu verstecken und die Blicke des Betrachters davon abzulenken. Ganz im Gegensatz zum «Alten Bauen», wo Architekt und Künstler ein Team bildeten, das sich schon vor Baubeginn über die Gestaltung gegenseitig absprach und anpasste. Das Resultat solcher Bemühungen bildete dann meistens eine harmonische Einheit, die am fertigen Bauwerk auch zur Geltung kam.

Verständlicher Weise ist es für Redaktoren nicht einfach, darüber zu befinden, was «schön» und was «unschön» ist. Mit Urteilen über die Gestaltung (Form und Farbe, Einfügung in die Umgebung usw.) ist man deshalb zurückhaltend, und man überlässt die Interpretationen weitgehend dem Leser.

So möchte ich Ihnen vorschlagen, es einmal mit Porträts von Schweizer Architekten zu versuchen, durch deren ganzes Schaffen sich ein roter, deutlich

erkennbarer Faden zieht. Diesen Faden einmal aufzuzeigen scheint mir, gehörte mit zur Aufgabe einer Architekturzeitschrift. Einmal den Fragen nachgehen: Warum baut ein Architekt so? Was hat seinen Stil geprägt? Von wem wurde er beeinflusst? Mit Sensationspresse oder persönlicher Bevorzugung hat das wenig zu tun. Leider stehen wir aber vor der Tatsache, dass ein Architekt immer zuerst das Zeitliche segnen muss, bis man ihm eine Spalte widmet, in der man seine Persönlichkeit und sein Werk in einem Zusammenhang würdigt.

Gleichzeitig möchte ich dem «werk» in zweifacher Hinsicht gratulieren: Zum ersten wurde die Gestaltung – wenn man sie mit Nummern vor einem Jahr vergleicht – wesentlich verbessert. Reklamen im redaktionellen Teil sind zur Ausnahme geworden. Und zweitens ist die Idee der Einführung einer «Bauchronik» (Heft 7/1975) ausgezeichnet. So wird auf ideale Weise eine Lücke gefüllt zwischen Bauten, die im «werk» ausführlich publiziert, und

denjenigen, die seit der letzten Ausgabe des BSA-Architekturführers 1969 (Verlag Artemis) neu erstellt worden sind. Bei konsequenter Weiterführung dieser Chronik könnten die Publikationen des «werks» in einer Neuauflage des Architekturführers ein zweites Mal Verwendung finden, und sie kämen letztlich auch dem «Architekturtouristen» zugute. Das System würde auch die Erfassung weniger bekannter Bauten erlauben, wenn man die Architekten einmal auffordern würde, jeweils ein Porträt ihres besten Neubaus einzusenden. Die redaktionelle Freiheit soll weiterhin gewahrt bleiben; Porträts, die nicht publiziert werden können, sollten aber nicht retourniert, sondern an den Verlag des Architekturführers weitergeleitet werden, wo man sie klassieren könnte. Die früher sehr geschätzten und heute vermissten «werk-Porträts» neuer BSA-Mitglieder könnten nach einem ähnlichen System erfolgen und wieder eingeführt werden.

Andreas Schweizer, Dielsdorf

## Kongresse/Ausstellungen

### 3e Conférence internationale de psychologie architecturale

21 – 25 juin 1976, Université Louis-Pasteur, Strasbourg, France  
Thème général: L'appropriation de l'espace

L'accent principal sera porté sur les travaux de séminaire selon les quatre orientations particulières suivantes: les

modes d'appropriation de l'espace; l'appropriation de l'espace pour différentes classes d'âge; l'appropriation des espaces publics; l'appropriation de l'espace dans différentes catégories institutionnelles de bâtiments.

Langues officielles: anglais et français.  
Renseignements: Madame P. Korosec-Serfaty, Institut de Psychologie Sociale, 12, rue Goethe, 67000 Strasbourg, France.

### Moderne Architektur im Tessin

Die Organisationsstelle für Ausstellungen der Architekturabteilung an der ETHZ hat in Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichte und Theorie der Architektur am 20. November eine Ausstellung über Moderne Architektur im Tessin eröffnet. Die ausgewählten Beispiele informieren über Recherchen und Tendenzen im letzten Jahr-

zehnt der jüngeren und mittleren Generation Tessiner Architekten. Die Ausstellung, welche anschliessend an der ETH Lausanne gezeigt wird, findet in den Räumen der Architekturabteilung im Globus-Providorium an der Bahnhofbrücke statt und dauert bis am 11. Dezember 1975.